

Der Lindenbaum

Richard Jilka

Du fragtest mich letztlich, ob ich eine Erklärung dafür hätte, wieso sich in unserem Bekanntenkreis seit über 20 Jahren ein Kernbestand von Menschen immer wieder begegnet, was Dir kürzlich aufgefallen war, und wieso verhältnismäßig wenig neue Menschen, die nach Schul- und Studienjahren hätten hinzukommen können, hinzugekommen sind. Da ich mit Teilen meiner Dorfgemeinschaft im Abzug begriffen war, sagte ich schlicht, ich hätte keine Erklärung. Tatsächlich habe ich keine bündige Erklärung, aber im Anschluß will ich versuchen, einiges dazu zu sagen.

Eigentlich ist dieses besondere, ein Leben währende oder doch begleitende Verhältnis, das in wenigen Jugendjahren seinen Ursprung hat, ganz normal; unsere Zeit aber ist es nicht, deshalb erscheint es merkwürdig. Ein österreichischer Literat, dessen Namen ich vergessen habe und der nicht auf dem AK war, folglich unsere Blase nicht kennt, schrieb, daß man nach dem Abitur – dort Matura – nur noch ausnahmsweise Menschen begegnet, zu denen sich eine vergleichbare essentielle, wesentliche und tiefgreifende Bindung ergibt, wie zu jenen, mit denen man diese wenigen, ungemein bindenden und prägenden Jahre, in denen wir wechselseitig unsere Charaktere bildeten, verbracht hat. Danach ist in vieler Hinsicht die Bildung abgeschlossen, die Persönlichkeit entstanden, die lebenslänglich ihresgleichen suchen wird. – Dies ist auch eine Sehnsucht nach dem Verlorenen, denn damals konnte man leicht glauben, seinesgleichen zu haben.

So heißt es schon im Volkslied: „Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum; Ich träumt in seinem Schatten so manchen süßen Traum“; damals, in unbeschwerter Jugend. ((Die entsprechende Bank meiner Jugend ist aus Gründen der öffentlichen Ordnung und des ungestörten Kommerz bereits vor bald 20 Jahren von der Impertinenz beseitigt worden; dies ist die Regel, einem Menschen meiner Art fällt in deutschen Städten das Schwinden, ja Fehlen von Sitzbänken auf zentralen Plätzen auf, der bloß Sitzende, der unweigerlich seines Gleichen anzieht, wird als hinderlich, als Ärgernis aufgefaßt. Bewegung wird gefordert.)) Doch muß er wandern, heißt es im Lied, hinaus und vorbei in die Nacht. Und des Baumes „Zweige rauschten, als riefen sie mir zu: Komm her zu mir Geselle, hier find'st deine Ruh.“ – Beim Volkslied schwingt auch rückwärtsgewandte Todessehnsucht mit, wie sie der Romantik eigen ist. Die Sehnsucht nach Ruhe und Geborgenheit ist eine späte Erscheinung in der Geschichte der Völker und im Leben der einzelnen Menschen. Anfangs, bei ihrem Beginnen tollten sie wild und unbedacht drauflos, sie sind so stark und fühlen sich noch stärker. So stand der erste Lindenbaum, der unbeschwert heiter besungen wurde, selbstverständlich nicht vor dem Tore, sondern vor dem Wald auf der Heide: „Ünder der linden / án der heide. / dā únsér zwéier bette was, ... / vor dem walde in einem tal, / tándáradéi, / schöne sanc diu nahtegal“, heißt es bei dem Sänger von der Vogelweide. Vom Alter gebeugt will er davon nichts mehr wissen:

„iu heide rôt, der grünene walt,
der vogellin sanc ein trurig ende hât,
darzuo der linde
süeze und line“

„die rote Heide, der grüne Wald,
der Vöglein Gesang haben ein
trauriges Ende,
außerdem der Linde
Wohlgeruch und Milde.“

Aber auch an anderer Stelle begegnen wir vergleichbarem Sehnen:

„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.

...

Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.
((Ich kann´s nicht lassen, eine Leidenschaft eben.))

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche lieben Schatten steigen auf;
Gleich einer alten halbverklungenen Sage
Kommt erste Lieb und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.
Usw.“ Heißt es in der „Zueignung“ zum „Faust“.

Nun, wird sind nicht alleine, mit der Bindung an den Zauber bestimmter Lebensjahre, an die Macht erster Lieb und Freundschaft, der damit verbundenen Welt.

Heute leben wir scheinbar in unübersichtlich schnellebiger Zeit; heißt es. Da ist auch einiges dran. Aber die kräftige Bindung der frühen Jahre ist normal, gleichsam gattungsgeschichtlich erforderlich, in diesen wenigen Jahren bildet, formt und festigt sich der Stamm, in dessen Gemeinschaft man zukünftig lebt, arbeitet und kämpft. Letztere Punkte haben sich in unseren Tagen nicht mehr ergeben, war scheinbar nicht mehr erforderlich, notwendig. Im Liberalismus kämpft jeder für sich. Die Stammesbindung wird rudimentär, eine Angelegenheit der Freizeit. Dem Stammeszusammenhang kann eine große kompensatorische Bedeutung zukommen, mehr noch, er wird unter Umständen mit imaginären Vorstellungen überfrachtet, die er in der gegebenen Situation unmöglich erfüllen kann. Jedenfalls hatte sich der Keim des Stammes, wie gattungsgeschichtlich vorgesehen, gebildet, mithin sein Versprechen von Nestwärme und Geborgenheit in der Blase. Aus einem gemeinsamen Ursprung erwachsende und auf einander bezogene Rede-, Denk- und Verhaltensweisen, trotz aller individuellen Variationen, formten eine sonst nirgends vorkommende Zusammengehörigkeit und Einheitlichkeit. Als ich mit Freunden am Beginn meiner 20er durch den Siegburgkreis trottete und in Kneipen außerhalb der Gemeinde trat, hörte ich von Älteren mehrfach, was ich selbstverständlich nicht hören wollte, „das sind Ak-ler“; bei den Internenschweinen war es noch deutlicher.

In unserem Bekanntenkreis mag neben der urtümlichen Stammesbindung auch eine gewisse, manchmal ziemlich müde daherkommende Bequemlichkeit oder Behäbigkeit hinzukommen, die sich nur im Dunstkreis der gewohnten Blase wirklich wohl und daheim fühlt. Vielleicht war hier die erste Stammesbildung so stark, also erfreulich, daß man mit ungewohnten Umgangsformen, andersartigen Rede- Denk- und Verhaltensweisen nicht richtig warm wird. Man ist von der Richtigkeit der eigenen Stammestradiation so überzeugt, sie ist so tief eingewurzelt, daß man über andersartige Stämme sogleich witzelt spottet mäkelte, sich jedenfalls unter den Fremden nicht heimisch, jedenfalls nicht über länger Zeiträume wohl und behaglich fühlt. Vielleicht aber hat man auch gerade kein ausreichendes Zutrauen zur eigenen Stammestradiation, zu dem, der man geworden ist, und fühlt sich deshalb unter anders Gearteten unwohl, sehnt sich unverbesserlich nach dem gewohnten Umgang, dem eingeübten Verhalten und seinen Redeweisen.

Im Stamm oder einer Gegebenen Blase wird die Bindung durch Mythen immer wieder neu gestiftet und geknüpft. Von den Anfängen her, über Generationen hinweg spinnen sich die Fäden und Verästelungen einer endlosen Geschichte, zu der man gehört, an der man selbst seinen Anteil hat, in die man verflochten ist und bleibt. Diese Fortsetzungsgeschichte von der eigenen Identität hört man immer wieder gern, diese Wiederkehr des ewig Gleichen; die Wiederholung verleiht dem Flüchtigen den Anschein von Dauer. Das anscheinend Dauernde verheißt Sicherheit. Vergleichbares kann einem nirgendwo sonst als in der heimischen Blase geboten werden. Mit den Jahren, da man alle möglichen und unmöglichen Geschichten und Geschichtchen der anderen kennt, auch ellenlange Rechnungen gegeneinander aufmachen kann, sind Reibereien unvermeidlich, was aber im Großteil der Fälle nicht zu einem endgültigen Zerwürfnis führt. Die Fortsetzungsgeschichte hat nur einen neuen Absatz gefunden, der sich meist in das Vorherige nahtlos einfügt. Mit niemandem kann man so heftig streiten, wie mit Jugendfreunden, die halten mehr aus, als jeder später hinzugekommene Fremde, der unter manchen Umständen längst kopfschüttelnd den Kontakt zu diesem oder jenem irrsinnig scheinenden abgebrochen oder eine Beleidigungsklage in die Wege geleitet hätte.

Hier kann nur von den Gebliebenen gehandelt werden, viele sind ja irgendwo in der Welt da draußen verschwunden; es wäre interessant ihre schattenhaften Erinnerungen an ihre hiesige, abgebrochene Geschichte zu befragen. Soweit ich solche hörte, sind sie erstaunlich deutlich. Den Hiesigen jedenfalls fehlt oft einiges in der Fremde, in Berlin, München oder anderen großen Städten der Welt mit ihrem so anders gearteten Getriebe, da kommt dann manchmal Sehnsucht auf nach dem heimischen Lindenbaum. Manche kommen von da draußen sogar wieder heim, wo sie glauben/wünschen, etwas wiederzufinden, was es selbstverständlich nicht gibt. Und sie versuchen sich wieder einzuflechten in die heimische Geschichte. Auch das kann zu Enttäuschung, also Mißstimmung und Reibereien führen. Denn der Lindenbaum ist selbstverständlich auf immer verloren, wo er stand ist nun ein Parkplatz. – Dennoch, es soll Waldungen geben, die bleiben auch nach der Rohdung.

Jeder alternde Jahrgang hat ein besonderes, verklärendes Verhältnis zu seiner Jugendzeit, dies dem seinerzeitigen Ungemach zum Trotz. Für den 18 bis 22 jährigen war das Jahr als Besatzungssoldat in Paris, allen unangenehmen Begleiterscheinungen und dem katastrophalen Ende zum Trotz, eine herrliche Zeit, die ihm Jahrzehnte lang Stoff zum erzählen liefert, als wäre hernach kaum etwas nennenswertes vorgekommen, an die noch der Greis mit seltsamer Fröhlichkeit denkt; es war eben seine große Zeit. Es waren eben, anders als uns manche rüstigen Männer einreden wollen, seine besten Jahre, in ihnen war die Welt noch neu, so taufrisch und verheißungsvoll, in jenen Jahren waren unsere Erlebnisse und Eindrücke besonders klar und eindringlich, ernst, unbeschwert, ergreifend, verzweifelt, heiter, schmerzhaft, hoffnungsfroh. Damals war das Leben für die Meisten so intensiv, wie später nur ausnahmsweise in flüchtigen Momenten noch ein oder zwei Mal. Sollte es da verwundern, daß man, da man doch vernünftiger Weise eine vergangene Zeit weder festhalten noch sich in sie zurückversetzen kann, wenigstens versucht, an Zusammenhängen und Fragmenten aus ihr zuweilen festzuhalten; auch um sich rückbindend einen Halt zu denken, somit zu finden in „des Lebens labyrinthisch irren Lauf“. –

Bei unserem Kreis scheint tatsächlich eine besondere, manchmal sogar pathologisch anmutende Verbundenheit zur Jugendzeit zu bestehen; obwohl sich auch in anderen ländlichen Regionen vergleichbare Bindungen finden. Vielleicht wird die Bindung an aus der Jugend überkommene Bekanntenkreise und Verhaltensweisen in unserer Gegend wegen der Nähe zu großen Städten, die dem einerseits einen an-

deren Lebensstil entgegensetzen, andererseits – anders als in manchen Gegenden von Bayern oder Mecklenburg - die Verbindung von städtischen Arbeiten und ländlicher Geborgenheit im Dunstkreis der gewohnten Blase leicht ermöglichen, besonders deutlich. Vielleicht aber hatten wir auch eine besonders geglückte Jugend, was uns damals selbstverständlich nicht aufgefallen war, in einer scheinbar zur Ruhe gekommenen Zeit, die nicht ohne den Flair des Neuen, des nun wird es besser, ja gut werden und so bleiben war, eine flüchtige Zwischenzeit zwischen der Wirrnis, Unordnung und Verunsicherung der Nachkriegsjahrzehnte und dem später entfesselten Kapitalismus, dessen notorische Hektik samt Leistungsdruck jüngst sogar Dein beschauliches Bürgermeisteramt ereilt hat und im kommenden Jahrzehnt das, was von dem Dorf unserer Jugend übriggeblieben ist, umkrepeln wird.

Gewiß ließe sich noch manches bemerken, Schattierungen anders setzen, verschiedene Akzente oder biographische Besonderheiten hinzufügen, überhaupt viel mehr hinzufügen, aber ich mach hier ein Ende.